

LOTHAR VON SELTMANN

# Helene Weinmann

*Ein weites Herz für Gottes Volk*



ZEDAKAH  צדקה BRUNNEN



Lothar von Seltmann

**Helene Weinmann –  
ein weites Herz  
für Gottes Volk**

Brunnen Verlag Gießen / ZEDAKAH e. V.

Die Auszüge S. 155–157 „Dass ich diese Gnade haben durfte ...“  
von Helene Weinmann und S. 184–185 „Israel ist sehr hellhörig  
geworden ...“ von Fritz Nothacker zitiert aus: Israel – und wir  
Christen, ZEDAKAH e. V., 1966

© Brunnen Verlag Gießen 2016  
Umschlagfoto: Privat  
Fotos im Innenteil: Privat  
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul  
Satz: DTP Brunnen  
ISBN 978-3-7655-0958-2

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)



# Teil I

## Eine jüdische Familie

„Ist das nicht ein herrlicher Tag heute, Vater?“ Die Frage kam von Helene, der hübschen Tochter des jüdischen Kaufmanns Moses Weinmann und seiner Frau Lea. Die gerade noch Neunzehnjährige stand mit ihren Eltern und den beiden Brüdern Herman und Joel, der eine jünger, der andere älter als sie, auf der Schlossbrücke. Diese befand sich zwischen der Altstadt des ehrwürdigen oberschlesischen Oppeln und der Pascheke, einer Insel, die umflossen war von der Oder auf der einen Seite und auf der anderen von dem Oder-Arm, dem man den Namen Mühlengraben gegeben hatte. Die fünf Weinmanns – alle im traditionell jüdischen Schwarz mit weißen Hemden bzw. Blusen gekleidet, der Vater mit Hut, die Söhne mit Kippa, Mutter und Tochter mit Hut und Kopftuch – schauten mit verklärten Blicken hinüber auf die Kuppel der neuen Synagoge an der Hafestraße. Dieses Gotteshaus hatte im Juni dieses Jahres 1897 die alte Synagoge an der Hospitalstraße abgelöst und war nun das Haus der jüdischen Stadtgemeinde.

„Du hast recht, mein Kind, es ist ein herrlicher Tag, ein wunderbarer Sabbattag, dem wir nachher noch einen würdigen Abschluss bereiten wollen“, gab der Vater zurück, und in seiner Stimme lag so etwas wie Stolz auf den mächtigen Bau aus rotem Backstein mit seiner großen Kuppel, den er wie die anderen vor Augen hatte. „Ein herrliches

Haus Gottes hat uns unser Breslauer Freund Felix Henry gebaut, das wir unserem Gott haben weihen dürfen“, fuhr er fort. Seine Lea fügte an, und das klang nicht weniger stolz: „Möge in diesem Haus des Ewigen und Erhabenen seine Ehre allezeit großgehalten werden.“

„Und möge Raw Leo Baeck das Geschick bekommen, das Haus recht zu verwalten und die Gemeinde recht zu führen.“ Dieser Wunsch kam von Herman. Der erntete damit allerdings ein Kopfschütteln seines Vaters. „Der Rebbe ist ein kluger Kopf, mein lieber Junge, und sehr gelehrt, aber er ist noch jung und in manchen Dingen ist er doch sehr liberal. Wir halten es lieber mit den alten Überlieferungen und den Wahrheiten der Thora, so wie sie Raw Dr. Vogelstein heute Morgen im Gottesdienst noch einmal gelesen und gepredigt hat, wie wir sie gehört haben und wie wir sie selbst in den Schriften finden und lesen. Schade, dass dieser gute Mann uns demnächst verlässt.“

„Raw Leo Baeck bleibt uns aber doch noch erhalten?“, fragte Joel. „Arbeitet er nicht an einem wichtigen Buch?“

„Er arbeitet“, bestätigte der Vater knapp. „Es soll um das Wesen des Judentums gehen. Ob das etwas Rechtes wird, wage ich zu bezweifeln. Wie gesagt, Raw Baeck gebührt die Ehre, aber er ist in seiner Haltung eher liberal als gesetzestreu.“

„Bitte keine Disputation, ihr Männer“, mischte sich die Frau und Mutter ein. „Die Zeit wird es lehren, was aus dem eifrigen und gelehrten jungen Mann einmal wird. – Aber wir sollten jetzt unseren Spaziergang beenden und nach Hause gehen. Der Tag nähert sich seinem Ende und der Sabbat will ausgefeiert werden.“

Die kleine Menschengruppe löste sich von ihrem Platz auf der Brücke und wandte sich der Altstadt von Oppeln

zu, wobei sich die beiden Jungen zum Vater hielten und das Mädchen ein paar Schritte dahinter neben der Mutter herging. „Ob Fanni bis zur Hawdala angekommen ist?“, fragte Helene in das nachdenkliche Schweigen der beiden Frauen hinein.

„Wir werden sehen“, antwortete die Mutter. „Ich bin gespannt, was sie uns zu erzählen hat, weshalb sie ohne Leon kommt. Eigentlich sollte sie am Sabbat ja überhaupt nicht reisen. Das Gesetz verbietet es!“

„Da muss irgendetwas Besonderes in Warschau vorgefallen sein, dass unser Schwager sein Studium aufgegeben hat und allein nach Hamburg gereist ist und Fanni ausgerechnet heute unterwegs ist“, vermutete Helene.

„Wir werden sehen, Kind“, wiederholte die Mutter mit einem leichten Seufzer. „Ich ahne nichts Gutes.“

Am Ende der Brücke bei der Einmündung der Hospitalstraße angekommen, blieben die fünf Weinmanns für einen Moment stehen und warfen noch einmal einen Blick auf das Gebäude, das bis zum vergangenen Juni ihr Gotteshaus gewesen war. „Was wird wohl aus dem Haus werden, nachdem der Geist Gottes nicht mehr darin wohnt?“, fragte Herman.

„Es soll eine Druckerei hineinkommen“, wusste der Vater. „Der Verkauf des Gebäudes wird demnächst vollzogen.“

„Schon ein wenig schade“, meinte Joel. „In dem Haus bin ich im jüdischen Geist aufgewachsen. Da habe ich die Thora und die Schriften gelernt ...“

„... die du im neuen Haus weiter studierst, mein Lieber, damit du dich im praktischen Leben als einer aus dem Volk Gottes bewähren kannst“, meinte Vater Weinmann und drängte zum Weitergehen. „Jetzt nach Hause bitte,

ihr Lieben. Der Abend naht und mit ihm der feierliche Ausstieg aus dem Heiligen ins Alltägliche.“

„So muss es sein“, ergänzte Herman, „die neue Woche kommt bestimmt.“

Zu dem Zeitpunkt, an dem sich die ersten drei hellen Sterne am Himmel zeigen würden, wenn es denn keine Wolkendecke gäbe, und den man den „Einbruch der Nacht“ nennen könnte – das war an diesem Herbstwochenende so gegen sieben Uhr abends –, versammelte sich die Familie in der guten Stube um den für sechs Personen festlich gedeckten Tisch. Fanni war übrigens noch nicht eingetroffen. Für sie war der sechste Platz gedeckt.

Auf der blütenweißen Decke standen außer dem Essgeschirr die vier notwendigen Dinge für den Sabbatausklang, der auch Hawdala heißt: eine Flasche Wein, ein silberner Becher auf einem ebensolchen Untersetzer, die Hawdaladose oder auch Besamimbüchse mit den Gewürzen und die dreifach geflochtene Kerze mit mehreren Dochten, die später eine gemeinsame Flamme bilden sollten.

Moses Weinmann erhob sich von seinem Stuhl und setzte sich als äußeres Zeichen seiner tiefen Gottesfurcht und Bescheidenheit vor seinem Gott seine Kippa auf. Die anderen taten es ihm nach, wobei die Frauen natürlich ein vornehmes Tuch verwendeten, um aus denselben Gründen ihre Häupter zu bedecken. Dann ergriff der Vater die Flasche und füllte den Becher bis zum Überlaufen mit Wein. Danach zündete seine Frau die Kerze an. Mit feierlicher Stimme, die einem Sprechgesang ähnelte, sprach der Hausherr dann das Gebet, das diese besondere Zeremonie einleitete:

„Hier ist der Gott meiner Hilfe, nun vertraue ich und ängstige mich nicht, denn meine Macht ist von Ihm und

mein Gesang gilt Gott, dem Ewigen, Er ward mir zur Hilfe. Ihr werdet mit Wonne Wasser schöpfen aus den Quellen der Hilfe. Beim Ewigen ist die Hilfe, über Dein Volk komme Dein Segen, Sela. Der Ewige der Heerscharen ist mit uns, der Gott Jakobs ist uns eine Burg, Sela. Ewiger der Heerscharen, glücklich der Mensch, der Dir vertraut. Ewiger, hilf! Der König erhöere uns am Tag unseres Rufens.“

Die anderen am Tisch antworteten gemeinsam: „Den Juden wurde Licht, Freude, Wonne und Ehre zuteil. So sei es auch für uns.“

Der Hausvater wiederholte diesen Satz, der dem Buch Esther (8,16) entnommen ist, und fuhr dann fort: „Ich erhebe den Becher der Hilfe und rufe den Namen des Ewigen an.“ Dann sprach er den Segen über dem Wein: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Universums, Schöpfer der Frucht des Weinstocks.“

Als Nächstes öffnete die Hausfrau die Gewürzschachtel und reichte sie herum, damit jeder sich eine gute Nase voll davon nehmen konnte. Dabei sprach sie den Segen über die Hawdalagewürze: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Universums, Schöpfer der Arten von Gewürzen.“

Danach nahm Helene die brennende Kerze in die Hand und zeigte sie herum, damit jeder sie recht in den Blick nehmen konnte. Dabei sprach sie den Segen über dem Licht: „Gesegnet seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Universums, Schöpfer der Leuchtkräfte des Feuers.“

Jetzt kam der Zeitpunkt, an dem der Hausvater den eigentlichen Hawdalasegen sprach:

„Gesegnet seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Universums, der unterscheidet zwischen Heiligem und Unheiligem, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Israel und

den Völkern, zwischen dem siebten Tag und den sechs Tagen der Arbeit. Gelobet seist Du, Ewiger, der unterscheidet zwischen Heiligem und Unheiligem.“.

Danach setzte Moses Weinmann sich an seinen Platz, griff den Becher und trank von dem Wein. Dann ließ er sich die Kerze geben, hielt sie über den Untersetzer und brachte sie mit Wein aus dem Becher zum Erlöschen. Alle Anwesenden tauchten nun einen ihrer kleinen Finger in den weingefüllten Teller und wünschten sich in Jiddisch, das sie häufig untereinander sprachen, gegenseitig „A gite Woch!“, „Eine gute Woche!“.

Mitten hinein in diese besonderen Momente kam Fanni. „Ich habe den Segen vor der Türe noch mitgehört, ihr Lieben. Ich wollte aber nicht stören“, sagte sie, während sie ihren Mantel auszog und über einen Stuhl warf. „Es ist schön, dass ihr mich mit dem Hawdala-Segen begrüßt!“ Dann fiel sie einem nach dem andern um den Hals und wischte sich dabei ein paar Tränen aus dem Gesicht. Alle Weinmanns waren sehr bewegt. Die Tochter war aus der Fremde nach Hause gekommen. Aber warum nur? Warum flossen bei dem Wiedersehen Tränen? Warum kam sie ohne ihren Mann? Was hatte ihn und was hatte dann auch sie aus Warschau vertrieben? Und warum kam sie am Sabbat, an dem das Reisen für sie als fromme Jüdin eigentlich nicht erlaubt war?

Die Familie sollte es bald erfahren. Der Grund war dabei ganz und gar nicht erfreulich, sondern genau das Gegenteil. Fannis Erzählung während des Essens verschlug ihren Lieben schier den Appetit.

Auf das eindringliche Bitten der Eltern und Geschwister erzählte Fanni sehr ausführlich, was sich in Warschau

zugetragen und zu der jetzigen Lage geführt hatte: Vor ein paar Wochen hatte auf einem Platz in der Nähe der Synagoge ein ehrbarer jüdischer Mitbürger mit Schläfenlocken und großem Hut Fannis Mann Leon Rosenberg angesprochen und ihm nach einem längeren intensiven Gespräch ein Neues Testament geschenkt mit dem Hinweis, in diesem besonderen Buch sei von dem verheißenen Messias der Juden die Rede, auf den das Gottesvolk doch seit Jahrhunderten warte. Jesus Christus, die Hauptperson im Neuen Testament, sei zweifellos der verheißene Messias. Der Glaube an ihn, der durch sein Sühnopfer die Sünder selig mache, mache allein gerecht, wie es bereits beim Propheten Habakuk zu lesen war. Fanni zitierte aus dem Gedächtnis Habakuk 2,4: „Wer halsstarrig ist, der wird keine Ruhe in seinem Herzen haben, der Gerechte aber wird durch seinen Glauben leben.“

Ich habe erkannt, dass alles eigene Bemühen durch striktes Einhalten der Gebote und Gesetze aus der Thora und nach dem Talmud vergebliche Mühe und die beim Propheten beschriebene Halsstarrigkeit ist. So hat es auch der Jude Paulus in seinem Brief an die Römer sehr deutlich beschrieben und dabei den Habakuk zitiert. Und im Brief an die Hebräer, einem Brief, der von einem Juden an Juden geschrieben wurde, ist ebenfalls davon die Rede.“ (Siehe Römer, Kapitel 3–5 und Hebräer 10,38.)

Fanni unterbrach sich für einen Moment und sprach dann nicht ohne starke innere Bewegung weiter: „Mein lieber Leon hat daraufhin das Neue Testament tatsächlich entgegengenommen und rasch unter seinem Mantel verborgen. Zu Hause hat er das Buch dann gelesen, heimlich natürlich, und er hat intensiv über seinen Inhalt in den Evangelien und den Briefen nachgedacht, allerdings ohne

für sich persönliche Konsequenzen daraus zu ziehen. Das Tragische an der Geschichte war dann, dass ein paar radikale Juden Leon zur Rede gestellt haben, nachdem irgendjemand ihnen zugeflüstert hatte, er, einer der besten Thoraschüler der Stadt, sei dabei, sein Judentum und den Glauben der Väter zu verraten. Das sei ein Riesenskandal! Mein Leon hat unter starkem Druck dieser Männer in der hitzigen Auseinandersetzung zugegeben, das verbotene Buch zu besitzen, und er hat bestätigt, dass das Neue Testament durchaus ein interessantes Buch sei und dass es sich lohne, darin nach der Wahrheit um den Messias zu forschen.“

Die Aussage sei für die Männer, die zu einer chassidischen Gruppe gehörten, Grund genug gewesen, von Leon die Herausgabe des Buches zu fordern, es ihm dann gewaltsam zu entreißen, ihn anschließend heftig zu schlagen und zu malträtieren und ihn böse zuzurichten. Dann hätten sie das Buch noch auf der Straße zerrissen und verbrannt, um danach schnellstens irgendwohin zu verschwinden. Leon habe mit offenen Wunden im Gesicht und mit einem gebrochenen Kiefer ärztliche Hilfe suchen und einige Tage das Bett hüten müssen. Das heftige Ereignis habe ausgesehen wie ein Pogrom gegen einen einzelnen Menschen, ein gewaltsamer Übergriff auf einen Andersdenkenden, und das durch die eigenen Leute.

„Leon und ich haben daraufhin eine lange und harte Auseinandersetzung gehabt um das verbotene Buch. Es war ja auch zu befürchten, dass er sich vor den leitenden Rabbinern verantworten müsste. Dabei wäre das Ergebnis der Auseinandersetzung von vorneherein klar gewesen: Man hätte Leon wegen der Missachtung der Heiligen Schriften durch das Lesen verbotener Lektüre aus der Gemeinde

ausgeschlossen. Das verbotene Buch zu haben und gar zu lesen ist nach jüdischer Überzeugung Verrat am Glauben der Väter und am ganzen Judentum.“

Fanni unterbrach ihren Bericht, als warte sie auf eine Reaktion. Als zunächst keine kam, sprach sie weiter: „Leon ist davon überzeugt, dass er seinem Vater größte Unehre und ewige Schande bereitet hat.“ Fannis Schwiegervater war immerhin einer aus dem Stamm Levi und aus dem Geschlecht Aarons und damit einer der angesehensten Rabbiner der Stadt. Leider musste der Mann allein leben, nachdem seine Frau und die Mutter seiner Kinder kurz nach der Geburt des fünften Kindes verstorben war. Mit Verständnis für seine Tat habe Leon bei seinem Vater nicht rechnen können. Der Fluch des Vaters, den er nach dem Gesetz gegen ihn als Abtrünnigen aussprechen musste, sei ihm sicher gewesen und damit die ewige Verbannung aus der ganzen Familie Rosenberg. Eine versuchte Begegnung mit seinem Vater sei gescheitert. „Rebbe Eleazar haCohan hat dem Sohn das Haus für alle Zeiten verboten!“

Nach ein paar Tagen inneren Kampfes hatte Leon sich dann entschlossen, die Stadt freiwillig zu verlassen. Er war nach dem fernen Hamburg abgereist, um möglichst weit weg von Warschau irgendwie etwas Neues anzufangen und vielleicht von dort weiter nach England zu reisen. Von ihr, seiner geliebten Fanni, hatte er sich nur kurz verabschiedet und ihr fast unter Tränen gesagt, sie möge sich den Chassidim, diesen radikal-jüdischen Eiferern, entziehen und bald zu ihrer Familie nach Oberschlesien fahren. Die würde sie sicher aufnehmen und sich um sie kümmern. Irgendwann werde er sich dort melden und dann würde wieder alles gut. „Setze dich auf keinen Fall der Missachtung oder gar

möglichen Angriffen der Rosenberg-Familie aus! Das war Leons letzter Rat an mich.“

Mit jedem Satz, den Fanny sprach, wurde ihre Stimme immer leiser. Die Tränen flossen immer stärker, und am Tisch wuchsen einerseits das Mitleid mit der jungen Frau Anfang der Zwanziger, andererseits aber auch Unmut und Ärger über die Botschaft, die sie mitbrachte, und über den Schwiegersohn und Schwager Leon Rosenberg, der die Ursache der ganzen Misere war. Musste der kluge und doch so gebildete junge Mann denn auch auf das Geschwätz eines ungebildeten anderen hereinfallen? Das konnte doch kein echter Jude gewesen sein, der einem Glaubensgenossen mit dem Neuen Testament winkte und ihm dieses verbotene antijüdische Ketzerbuch aufschwatzte ...!

Es wurde laut und lauter um den weinmannschen Tisch, je mehr sich die Einzelnen, Frauen wie Männer, in der Sache ereiferten. Schließlich war es Helene, die dem wilden Stimmengewirr ein Ende machte: „Nun hört endlich auf mit dem Gekeife und Geschimpfe und mit dem Verfluchen und Verdammen. Wir machen dadurch die Sache nicht besser. Fanni ist jetzt hier und zieht wieder bei mir ein. Leon ist in Hamburg oder Gott weiß wo und der Ewig-Allmächtige wird sich schon um die unheilige Angelegenheit kümmern.“

Diese Worte von Fannis jüngerer Schwester bewirkten tatsächlich, dass sich die Gemüter beruhigten, und so nutzte Helene die eintretende Stille, um den Vater zu bitten, den Psalm 43 zu lesen. Das sei ein gutes und ein sehr beruhigendes Gebet am gemeinsamen Tisch zum Ende dieser bewegten Stunde, die es besser nie gegeben hätte.

Moses Weinmann atmete ein paarmal tief durch, griff

diesen Vorschlag dann auf, erhob sich von seinem Platz und bedeckte sein Haupt wieder mit seiner Kippa. Dann griff er nach dem Psalmenbuch auf dem Wandregal, schlug den gewünschten Psalm auf und las mit Sing-Sang-Stimme, wie er das bei Lesungen dieser Art immer machte, stehend den Text des unbekanntenen biblischen Sängers. Danach ließ er die Gebetsworte unkommentiert stehen:

„Gott, schaffe mir Recht und führe meine Sache wider das unheilige Volk und errette mich von den falschen und bösen Leuten. Denn du bist der Gott meiner Stärke; warum hast du mich verstoßen? Warum muss ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich dränget? Sende dein Licht und deine Wahrheit, dass sie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Berg und zu deiner Wohnung, dass ich hineingehe zum Altar Gottes, zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist, und dir, Gott, auf der Harfe danke, mein Gott. Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! Denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist. Amen!“  
(Psalm 43)

Jetzt konnte sich das Gespräch am Tisch wirklich den alltäglichen Dingen zuwenden, die für die kommenden Tage und Wochen geregelt werden mussten, wusste doch niemand, wie lange Fannis Aufenthalt in der Familie dauern würde. Der jungen Frau ihren Platz im täglichen Miteinander zu geben, war sicher kein Problem. Im Blick auf irgendeine Nachricht von Leon war aber wohl Geduld angesagt. Schade, einfach schade ...

Im Haus Weinmann normalisierte sich das nunmehr erweiterte Familienleben von Tag zu Tag. Jeder ging tagsüber seinen Geschäften nach, um am Abend mit den an-

deren in der Runde zu sitzen und über dies und jenes und besonders über das jüdische Gemeindeleben in Oppeln zu reden. Dass die vergangenen Ereignisse um die beiden Rosenbergs in Warschau dabei auch immer wieder zur Sprache kamen, versteht sich. Haupttenor bei diesem Thema war zunehmend die Angst in der Familie, die Lektüre des Neuen Testaments könnte für Leon Folgen haben, der junge Mann könnte wirklich zum Abtrünnigen werden und damit zum Verräter seines Volkes und seines Gottes. Sehr aufmerksam lasen Fanni und auch die anderen gerade unter diesem Gesichtspunkt die Post, die gelegentlich aus Hamburg kam. Aber den Briefen konnten sie nicht entnehmen, ob Leon Rosenberg irgendwelche persönlichen inneren Konsequenzen für sich gezogen hatte dadurch, dass er, wie er schrieb, Kontakte zur Jerusalem-Kirche pflegte. So viel hatte Vater Moses Weinmann nämlich in Erfahrung gebracht, dass diese Kirche ihren Namen mit Vorsatz trug und dass sie sich stark um Menschen des jüdischen Volkes kümmerte, um ihnen Jesus Christus als den gekommenen Messias und Retter der Seelen vor Augen zu stellen und lieb zu machen. Der Leiter dieser Gemeinde, der promovierte Pastor Arnold Frank, sei äußerst bemüht in dieser Sache, und er habe bereits eine Menge Männer und Frauen auf seine Seite ziehen können. Und das als ehemals ungarischer Jude! Dieser Schwächling! Dieser Verräter! Dieser ...! Hoffentlich gelang es dem jetzt evangelischen Pfaffen nicht, Leon Rosenberg auch und vollends zum Verräter an der jüdischen Sache zu machen. Hoffentlich nicht!

Das war allerdings nur Fannis zweite Sorge. Ihre erste Sorge war, wann sie ihrem Leon denn endlich wieder in die Arme sinken und mit ihm Tisch und Bett teilen konnte.

Heimweh nach dem Liebsten fraß sich zunehmend in ihr Herz und verdrängte die Sorge um den geistig-geistlichen Zustand ihres Mannes.

Im Sommer 1898 kam endlich ein Brief aus Hamburg, in dem der Weinmann-Schwiegersohn seine Frau nachdrücklich darum bat, doch bitte auch, und zwar möglichst bald, nach Norden in die Stadt an der Elbe zu kommen. Seine Pläne, nach England zu gehen, hätten sich zerschlagen. Er habe in einem Hamburger Kontor Arbeit gefunden, von der sie beide leben könnten, und es wäre doch schön, wenn sie nach der langen Trennungszeit wieder ein gemeinsames Leben führen könnten.

Fannis Familie war nicht sehr begeistert davon, dass die Tochter und Schwester tatsächlich daranging, ihre Sachen zu packen und sich auf den Weg an die Elbe zu machen. Von Oppeln nach Hamburg zu reisen war mit dem Zug kein großes Problem. Bis Berlin ging das ohne Umsteigen, und von dort nach Hamburg auch.

Helene, von Fanni zumeist liebevoll Helenchen genannt, sprach wohl am intensivsten auf Fanni ein, sie möge, wenn es sie schon nach Hamburg an die Seite ihres Mannes zöge, sich wappnen gegen jeden christlichen Einfluss, dem ihr Leon ganz sicher ausgesetzt sei und dem sie sich dann nicht entziehen könne. Darin sei sie, Helene, sich ganz sicher. Dafür sei ihre Liebe zu ihrem Mann wohl zu stark. Sie, Helene, habe kein gutes Gefühl bei der Geschichte, und Fanni möge einen hohen Schutzwall Gottes um sich bauen und den Engel Gottes sich um sie lagern lassen, wie es im Psalm 34,8 heiße: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, die ihn fürchten, und hilft ihnen heraus.“

„Hörst du, Fanni: ‚Er hilft ihnen heraus!‘, steht da. Und

er wird nicht zulassen, dass ihr beiden Rosenbergs zu Ver-rätern am jüdischen Volk und am Gott Israels werdet.“

Am Abend vor Fannis geplanter Abreise drang Helene im Dunkeln ihres gemeinsamen Zimmers noch einmal sehr nachdrücklich in ihre Schwester: „Denk, was der 34. Psalm sonst noch sagt in anderen Versen: ‚Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Schreien.‘ Darum schrei, wenn sie dir zu nahe kommen, Fanni! Schrei zu Gott! Es gilt, was der Vers sagt: ‚Wenn die Gerechten schreien, so hört sie der Herr und errettet sie aus all ihrer Not. Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüt haben.‘ – Und das andere gilt auch, was da noch steht, Fanni, hörst du?: ‚Das Angesicht des Herrn steht wider alle, die Böses tun, dass er ihren Namen ausrotte von der Erde.‘ Und weiter: ‚Den Gottlosen wird das Unglück töten, und die den Gerechten hassen, fallen in Schuld.‘ – So, das reicht, meine liebe Schwester; und jetzt mach damit, was du willst. Ich werde dem Ewigen in den Ohren liegen mit meinem Geschrei, und die Brüder und die Eltern werden es auch tun. ‚Wer glaubt, der flieht nicht!‘, sagt der Prophet.“

Bei diesem verkürzten Zitat aus Jesaja 28,16 widersprach Fanni aus der Dunkelheit ihrer Zimmerecke allerdings ihrer Schwester: „Dein Satz steht am Ende einer deutlichen Messiasverheißung, meine Liebe. Ich kenne sie auswendig: ‚Darum spricht Gott der Herr: Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen kostbaren Eckstein, der fest gegründet ist. Wer glaubt, der flieht nicht.‘ Dieser Grundstein in Zion ist der Messias, mein liebes Schwesterchen, auf dessen Kommen wir warten.“

„Das ist wohl auch richtig“, gab Helene etwas unwirsch zurück. „... auf dessen Kommen wir warten, meine Liebe.“

Ich hoffe und bete und schreie jedenfalls für dich, dass du stark bleibst gegen die listigen Angriffe der Gottlosen, die Leon und dich eingefangen haben oder einfangen wollen.“

„Tu das, Lenchen“, gab Fanni müde zurück, „und lass mich jetzt einfach in Ruhe. Ich will schlafen. Unser Gott wird schon alles recht machen. Er sagt uns seine Gegenwart zu, egal wo wir sind, ob hier in Oppeln oder dort in Hamburg oder wo der Weg sonst noch hingehen mag. Punkt! – Nein besser: Amen! Gute Nacht, Helenchen.“

Am nächsten Morgen gab es einen tränenreichen Abschied am Zug nach Berlin. Ob die Weinmanns ahnten, dass dieser Abschied ein besonderer war? Ob Fanni das im Kopf hatte? Was kam in Hamburg auf sie zu, was ihr Leben womöglich veränderte und dann auch das Leben der ganzen Familie? Nein, die junge Frau machte sich darüber jetzt erst einmal keine besonderen Gedanken. Sie freute sich vielmehr, bald ihren Mann wiederzusehen und sich in seine starken Arme schmiegen zu können. Was dann kam, würde sich erweisen.

Ihre Schwester Helene machte sich bei diesem Abschied und auch noch eine Weile danach schon ihre Gedanken um Fannis Zukunft am neuen Ort. Und die Frage kreiste in ihrem Kopf: Welchen Weg würde sie, Helene, denn einmal gehen? Wie sollte ihre Zukunft aussehen?

Die junge Frau, wohlbehütet aufgewachsen in ihrer oberschlesischen streng jüdischen Familie, hatte natürlich keine Ahnung, und bald nach Fannis Abreise verschwanden diese Gedanken aus ihrem Kopf. Ihre kürzlich begonnene Einübung in die „Krankenpflege“ nahm wieder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Gerne hätte Helene Weinmann den Beruf einer Krankenschwester von Grund auf gelernt. Dazu gab es in Oppeln leider keine Gelegen-

heit. Also ging sie den niederen Weg und ließ sich von ihrer Mutter anleiten, wie bei Hausbesuchen mit entsprechend bedürftigen Gemeindegliedern umzugehen war.

## Ungeheuerliche Nachricht

Die Gedanken um ihre eigene Zukunft und um die ihrer Familie kamen für Helene Weinmann sehr heftig zurück, als eines Tages ein ausführlicher Brief der Tochter und Schwester aus Krakau ankam. Seit Fannis Abreise nach Hamburg war mehr als ein Jahr vergangen und die Familie hatte während dieser Zeit keinerlei Nachricht aus der Elbestadt erhalten. Aber wieso kam der Brief nicht aus Hamburg, sondern aus der ehemals polnischen Königstadt? Waren die Rosenbergs denn umgezogen? Was machten die denn in Krakau? Die schöne Stadt an der Weichsel hatte bekannterweise eine zahlreiche jüdische Bevölkerung und einige bedeutende Synagogen und Thoraschulen, vor allem im Stadtviertel Kazimierz. Dort gab es sogar mehrere große jüdische Gemeinden. Ob die beiden Rosenbergs dort ihren Arbeits- und Wohnplatz hatten? Der Inhalt des Briefes würde es sicher offenbaren, vermutete Helene und öffnete hoffnungsvoll und gespannt den Umschlag. Aber sie bereute es schon bald, den Brief überhaupt geöffnet zu haben. Was sie bereits in den ersten Sätzen nach der Anrede las, erkannte sie sofort als eine große und sehr schlimme Ungeheuerlichkeit, die ihr den Atem nahm.

„Was ist los?“, fragten die Eltern fast gleichzeitig.

„Es ist furchtbar“, sprach Helene mit beinahe ersticker Stimme und wiederholte das Wort „furchtbar“.

„Was ist furchtbar? Nun lies schon, Helenchen!“, dräng-

te die Mutter und benutzte dabei die Anredeform, die bisher nur Fanni vorbehalten war. Dann las die Tochter das Furchtbare, was sie lieber nie gelesen hätte: Fanni schrieb sehr breit und ausführlich, sie habe in Hamburg nach langen und schweren inneren Kämpfen die Wahrheit über den Messias erfahren, die in der Familie und in der Synagogengemeinde nie zur Sprache gekommen sei. Von seinem Lebensanfang sei im Propheten Jesaja 7,14 die Rede: „Darum wird euch der Herr selbst ein Zeichen geben: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie nennen Immanuel.“ Der Vers sei im Neuen Testament in Matthäus 1,23 zitiert. Der Name Immanuel gleich „Gott mit uns“ sei ein deutlicher Hinweis auf das Programm, das der allmächtige Gott in seiner großen Gnade mit den sündigen Menschen vorhabe. Derselbe Prophet spreche im Kapitel 53 auch vom Lebensende des Messias und davon, weshalb Gott ihn in die Welt senden wollte und dann auch tatsächlich gesendet habe: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg. Aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn.“ Auch bei Jeremia könne man deutliche Hinweise auf den Messias lesen, wie zum Beispiel im Kapitel 23,5+6 oder im Kapitel 31,33+34 und an vielen anderen Stellen, die in diesem Brief gar nicht alle aufgeführt werden könnten.

Weiter schrieb Fanni – Helene las es mit spürbar wachsender Erregung –, dass der Messias Jesus Christus ihr

selbst nach Jesaja 35,5 die blinden Augen und die tauben Ohren geöffnet habe. Nun könne sie es sehen und somit deutlich als Wahrheit erkennen: Das Neue Testament sei durch alle Bücher ein einziges Zeugnis davon, dass Jesus Christus der versprochene und angekündigte Messias sei, von dem in den heiligen Schriften immer wieder die Rede sei. Helene unterbrach sich für einen kurzen Moment und las dann weiter: „Mein geliebter Leon und ich, wir sind beide voller Freude über die Erkenntnis, dass der Geist Gottes lebendig macht, während der Glaube an den Buchstaben, wie wir ihn bisher gelernt, gelebt und gepflegt haben, kein Leben geben kann. Er ist einem Sklavendasein vergleichbar mit starker Knebelung des Geistes. Er tötet vielmehr allen Glauben und alles Leben. So sagen es auch die Worte des Apostels Paulus in seinem 2. Korintherbrief 3,6, und dieser Mann ist nach seiner eigenen Aussage ein hochgelehrter Jude und Rabbi und Pharisäer, und er ist nach Philipper 3,5 ein Beschnittener aus dem Volk Israel vom Stamm Benjamin gewesen.“

Über mehrere Seiten ging dieser ausführliche Bericht über die innere Verwandlung der ältesten Tochter des Hauses und darüber, dass sie inzwischen mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter Eugenia in Krakau lebe. Sie seien dort, um im Auftrag der Lutherischen Missionsgesellschaft in Leipzig unter Menschen des jüdischen Volkes Zeugnis abzulegen von der Wahrheit über den Messias nach den Verheißungen bei Mose und den Propheten und auch im Buch der Psalmen. Ihr großes Thema seien die Erfüllungen jener Verheißungen, von denen das Neue Testament durchgehend berichte.

Moses Weinmann wurde beim Hören dieser Ungeheuerlichkeiten immer unruhiger. In zunehmender Aufre-

gung lief er im Zimmer hin und her, raufte sich den Bart, schlug sich mit den Fäusten gegen den Kopf und hielt die Hände abwechselnd vor das Gesicht und auf die Ohren. Auch Mutter Lea wurde immer erregter und ihr Gesicht wechselte mehrmals die Farbe von hochrot bis fahl und leichenblass. Schließlich rief der Vater in höchster Erregung: „Hör auf, Helene! Hör auf zu lesen! Ich will das nicht weiter hören! Das ist ja alles furchtbar und noch furchtbarer! Was tut das Kind uns an?! Wäre Fanni doch nie geboren! Ich wollte, sie wäre mit ihrer Familie auf der Stelle tot!“

Helene reagierte auf diese dunklen Gedanken des Vaters nicht, sondern las einfach weiter. „Hier stehen noch ein paar Verse, die wohl von einem Gedicht oder einem Gesang stammen. Dann bin ich sowieso am Ende“, sagte sie und las den Text eines Liedes, von dem Fanni schrieb, dass sie es in Hamburg gelernt habe und immer wieder mit Freude singe. Dabei zitterte Helenes Stimme vor Aufregung und Empörung und stockte auch immer wieder:

*„Juble, mein Herze, ich habe den Heiland gefunden; er  
hat für ewig sich nun meiner Seele verbunden! / Bringe  
ihm Dank mit lautem Freudengesang! / Er lässt mich  
völlig gesunden!“*

*Juble, mein Herze, die Sündenschuld ist nun vergeben, /  
denn auch für mich ließ der Heiland am Kreuze sein Le-  
ben! / Sein teures Blut ist ja mein herrlichstes Gut, / seit  
ich mich ihm übergeben.*

*Juble, mein Herze, ich darf meinem Heiland vertrau-  
en, / darf ohne Zagen beständig auf Jesum nur schau-  
en! / Fortan nicht droht mir bange Sorge und Not, /  
nimmermehr braucht mir zu grauen.*

*Juble, mein Herze, mein Heiland will selber mich*

*leiten, / in seiner Führung darf fröhlich ich vorwärts  
nun schreiten. / Glaube ihm nur ...“*

*(Caroline Rhiem)*

Weiter kam Helene nicht. In diesem Moment riss der Vater ihr den Brief aus den Händen. Er zerriss die Bögen, warf die Papierstücke auf den Boden und trampelte darauf herum. Dabei schimpfte er heftig und laut auf die Christenverführer in Hamburg und auf Fanni und Leon und auf das, was die beiden in Krakau machten. Moses Weinmann war schier außer sich. Er verfluchte seine Tochter in einer Weise und mit Worten, wie er sie wohl zuvor noch nie gebraucht hatte. Der Gipfel war, dass er die Stelle 5. Mose 21,18-21 zitierte, in der es um den Umgang mit ungeratenen Söhnen ging, die gesteinigt gehörten wegen ihres Ungehorsams, damit das Böse so aus der Mitte des Volkes weggetan würde, damit ganz Israel aufhorche und sich fürchte. Aber leider sei die Tochter kein Sohn, sonst ... Schließlich zitierte er 5. Mose 27,16: „Verflucht sei, wer seinen Vater oder seine Mutter verunehrt! Und alles Volk soll sagen: Amen.“ Danach sank er völlig erschöpft auf einen Stuhl, um für ein paar Momente seinen erhitzten Kopf zwischen den Händen zu bergen.

Weil weder seine Frau noch die Tochter auf das Mose-Zitat reagierten, streckte er sich noch einmal und schrie es fast heraus: „... und alles Volk soll sagen: Amen! – Wo bleibt euer Amen, Frau und Tochter? Euer Amen will ich hören!“ Er bekam es dann auch zu hören, von Helene eher zaghaft, von Mutter Lea dagegen laut und kräftig, wenngleich beiden Frauen dabei die Tränen über die Gesichter liefen.

Danach war es eine ganze Weile still in der weinmann-

schen Stube. Vater, Mutter und Tochter hingen schwer atmend jeder seinen eigenen Gedanken nach, kneteten die Hände und rauften sich immer wieder die Haare, bis sich dann doch jeder irgendeiner Beschäftigung zuwandte, die wohl von der soeben erlebten Familienkatastrophe ein wenig ablenken sollte. Dass es bei den Rosenbergs inzwischen eine Enkelin und Nichte gab, hatte offenbar keiner so recht aufgenommen. Zumindest erwähnte niemand diese doch eigentlich erfreuliche, überraschende Tatsache.

Für einige Tage herrschte in der Familie Weinmann düsterste Stimmung. Wenn die jeweiligen Tagesgeschäfte die Gedanken nicht ablenkten, gab es nur das eine Thema: Fanni – und ihr Leon natürlich mit – gehörten aus der Familie verbannt. Vater Moses Weinmann kündigte schließlich an, er werde einen Brief nach Krakau schreiben, der Fanni und Leon deutlich machen würde, dass sie mit ihrer Abwendung vom Judentum und ihrer Hinwendung zum Christentum für alle Zeiten verflucht seien. Sie hätten das Recht verwirkt, Juden zu sein, und sie könnten nie wieder zur jüdischen Gemeinde gehören. Mit diesen Folgen ihres Verrats am Glauben der Väter und mit dem Ergebnis ihrer „Verunehrung von Vater und Mutter“ müssten sie in Ewigkeit leben. Dieser Brief sei das letzte Lebenszeichen, das sie erhielten, und er, Moses Weinmann, das Oberhaupt der Familie, weigere sich entschieden, auf seinen Brief irgendeine Antwort entgegenzunehmen, ja, er verbiete es, noch einmal irgendwelche Post zu senden.

Der Brief mit diesem Inhalt ging dann auch bald nach Krakau ab, wodurch in der Familie nach und nach die innere Ruhe wieder einkehrte – zumindest oberflächlich. Die Sache wurde nicht mehr angesprochen. Auch von der klei-

nen Eugenia sprach niemand. Es war, als gäbe es die Tochter und Schwester Fanni Rosenberg, geborene Weinmann, und ihre Familie mit dem Säugling überhaupt nicht.

Freilich machte Helene Weinmann dieses vom mosaischen Gesetz bestimmte Urteil des Vaters mehr und mehr zu schaffen, und sie hielt diese Haltung der Familie nicht lange durch. Der Gedanke, die geliebte Schwester auf ewig verloren zu haben und folglich auch ihre kleine Nichte nie sehen zu können, begann die junge Frau im Herzen zu quälen. Diese Qual ging so weit, dass sie für sie körperlich spürbar wurde. Der wachsende Seelenschmerz setzte sich Helene in einer Art Migräne in den Kopf und schlug ihr übel auf den Magen und in die Glieder. Die junge Frau fühlte sich zunehmend körperlich unwohl, schwach und antriebslos. Dabei wusste sie, dass die Ursache für diesen Zustand zweifelsohne in der Misere wegen Fanni lag. Sie, Helene, musste etwas dagegen tun, um nicht wirklich krank zu werden.

Sie wandte sich mit ihrer Not zunächst an die Mutter und entgegen deren Rat dann doch auch an den Vater. „Lass mich nach Krakau reisen, Vater“, bat sie ihn. „Mit der Hilfe des Ewigen, mit der Hilfe des Allerhöchsten werde ich Fanni zur Umkehr bewegen und zum Ausstieg aus ihrer verfluchten Arbeit, die sie mit Leon in Krakau angefangen hat. Fanni gehört in unser Volk und in unsere Familie, und die kleine Eugenia auch. Bitte, Vater! Fanni wird unter dem Fluch, der sie ganz sicher rechtmäßig getroffen hat, wahrscheinlich ebenso leiden wie ich. Vielleicht wie wir alle. Mutter leidet an der verlorenen Tochter und der Enkelin, die sie nicht kennt und die sie nie auf ihre Arme nehmen kann. Die Brüder leiden an der verlorenen Schwester und an der Nichte, die sie nie zu sehen bekommen. Und du

leidest doch auch, Vater. Du sagst es nur nicht. Du sprichst nicht darüber, dass du Eugenia nie auf deinem Schoß halten wirst und dass du sie nicht aufwachsen siehst. Niemand in der Familie spricht darüber. Ich spreche jetzt aber darüber, weil ich dem Leiden ein Ende machen will. Für mich und für uns alle. Bitte, Vater, lass mich nach Krakau reisen. Vater, bitte!“

In dieser Weise sprach Helene mehrmals mit ihrem Vater, bis der endlich ihrem Drängen nachgab und seiner Tochter die Reiseerlaubnis gab. Die Reise war äußerlich ja auch völlig ungefährlich. Nach Krakau war es nicht weit. Von Oppeln gab es eine direkte Verbindung, und die Züge waren nur wenige Stunden unterwegs.

Einige nachdrückliche Worte gab der Vater ein paar Tage später auf dem Bahnsteig vor Abfahrt des Zuges seiner Tochter allerdings noch mit: „Ich hoffe zu dem Ewigen, du bist im Glauben deiner Väter so gefestigt, Helene, dass du dem Ungeist nicht auch zum Opfer fällst und das Leiden deiner Eltern nicht noch größer machst, als es ohnehin schon ist. Ich möchte meine zweite Tochter nicht auch noch verlieren.“

„Ich habe da keine Befürchtungen, Vater“, gab Helene zur Antwort. „Ich denke, ich bin im Glauben an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und an den Gott unseres Volkes und unserer Väter gefestigt, dass ich gefeit bin gegen listige Angriffe ketzerischer Lehren. Außerdem verlasse ich mich auf die Zusage aus Psalm 115, die du heute Morgen gelesen hast: ‚Der Herr denkt an uns und segnet uns; er segnet das Haus Israel; er segnet das Haus Aaron. Er segnet, die den Herrn fürchten, die Kleinen und die Großen.‘“

„Dann reise mit dem Segen des Ewigen, mein Kind, und

komm mit guten Nachrichten zurück.“ Damit reichte Moses Weinmann seiner Tochter die Hand hinauf in das Abteifenster, ehe Helene im Inneren des Waggons verschwand, um sich einen Platz zu suchen. Dort saß sie dann für die nächsten Stunden ein wenig eingeklemmt zwischen fremden Menschen, die auch in ihre Richtung reisten ...

Helene Weinmann lehnte sich zurück und schloss die Augen. Sie war froh, dass sie von keinem der Mitreisenden angesprochen wurde und womöglich nach dem Woher und Wohin ihrer Reise gefragt wurde. Die Gedanken, die sie dabei im Kopf hatte, waren keine leichten. „Komm mit guten Nachrichten zurück“, hatte der Vater zuletzt gesagt. Nach seinen Erwartungen mussten diese Nachrichten heißen, dass Fanni von ihrem falschen Weg umkehrte und sich zurück in den Schoß des jüdischen Glaubens begab. Das hieß auch, dass die Schwester diesem merkwürdigen Lied absagen musste: „Juble, mein Herze, ich habe den Heiland gefunden!“ Helene hatte diesen Text tatsächlich im Kopf behalten, seitdem sie ihn in dem schrecklichen Brief gelesen hatte.

Heiland? Was hieß das: „den Heiland gefunden“? Der verheißene Messias ein Heiland? Der Heiland? Wurde nicht der allmächtige Gott, der Ewige, der Gott der Väter, „Heiland“ genannt? Stand der Begriff nicht einige Male in den Psalmen und bei den Propheten Jesaja und Hosea?

Helene gingen ein paar Texte des Gotteswortes durch den Sinn, wo vom Heiland die Rede war, wie sie es aus der israelischen Bibelausgabe des deutsch-jüdischen Gelehrten Ludwig Philippson gelernt hatte. Zum Beispiel Psalm 117,7: „Beweise deine wunderbare Güte, du Heiland derer, die dir vertrauen gegenüber denen, die sich gegen deine rechte Hand erheben.“ Oder die Prophetenworte von Jesaja im

11. Vers des Kapitels 43: „Ich, ich bin der Herr, und außer mir ist kein Heiland.“ Auch der Ausspruch des Propheten Hosea, Kapitel 13,4, kam ihr in den Sinn, in dem Gott spricht: „Ich aber bin der Herr, dein Gott, von Ägyptenland her, und du solltest keinen andern Gott kennen als mich und keinen Heiland als allein mich.“

Die junge Frau, unterwegs mit dem besonderen Auftrag, war in ihren Gedanken hin- und hergerissen. War der Messias nun der Heiland? War er es nicht? „Juble, mein Herze, ich habe den Heiland gefunden!?“ Konnte das überhaupt sein? Wen hatte Fanni gefunden? Wer war der Heiland? Nach der Schrift doch allein der allmächtige, der ewige Gott! Kein anderer! Nur er war der Heiland! Schließlich beruhigte Helene ihre Gedanken, als ihr die Worte des Propheten Zefania 3,17 ins Gedächtnis kamen, die sie – wie die anderen alle – auch einmal gelernt hatte: „Der Herr, dein Gott, ist bei dir, ein starker Heiland. Er wird sich über dich freuen und dir freundlich sein, er wird dir vergeben in seiner Liebe und wird über dich mit Jauchzen fröhlich sein.“

Die junge Frau lehnte sich nun auch innerlich zurück, atmete ein paarmal tief durch und gab sich einfach dieser inneren Gewissheit hin: „Der Herr, dein Gott, ist bei dir, ein starker Heiland.“ Ja, es würde sicher alles gut werden zur Ehre ihres großen Gottes!

## Wiedersehen in Krakau

Einige Stunden später gab es in Krakau ein herzliches Wiedersehen der beiden Schwestern Weinmann. Fanni war glücklich, ihr „kleines“ Helenchen zu sehen und der jun-

gen Tante ihr Töchterchen Eugenia vorstellen zu können. Ein süßes Mädelchen!

Leon hatte leider nicht zum Empfang der Schwägerin am Bahnhof sein können. Er hatte ein Gespräch mit einer Gruppe junger Männer, mit denen er sich nach Fannis Auskunft regelmäßig traf, um mit ihnen wichtige Glaubens- und Lebensfragen zu besprechen.

„Was die Männer da reden, ist hochinteressant, Helenchen“, erzählte Fanni. „Wenn ich eben kann, bin ich in der Gruppe dabei. Vielleicht nimmst du auch einmal teil und hörst mit, wenn die Männer laut nachdenken und geistliche Themen besprechen.“

„Ich werde sehen“, gab die Besucherin ein wenig zurückhaltend auf die deutliche Einladung zurück. In ihrem Kopf hatte sie dabei den Vorsatz, in allen Dingen der kommenden Tage und Wochen sehr genau hinzuhören und hinzuschauen, wo sich ein Anlass bot, ihrem Auftrag nachzukommen und Fanni zur Umkehr und zur Rückkehr in den alten Glauben zu bewegen.

Aber es fand sich kein Anlass, mit Fanni Rosenberg als ihrer Schwester und Gastgeberin, als der Mutter der kleinen Nichte, als der Gesprächspartnerin mancher jüdischen Frau ..., der geeignet gewesen wäre, ernste Worte über den falschen Glaubens- und Lebensweg zu reden. Die beiden Rosenbergs und ihr Töchterchen lebten in einer wunderbaren Harmonie miteinander. Die Eheleute zeigten eine erstaunliche Toleranz gegenüber anderen Meinungen, und sie äußerten eine bemerkenswerte Liebe zu den Menschen, die zahlreich im Haus an der Szeroka ein- und ausgingen. Hier an der „Breiten Straße“ im Zentrum des überwiegend jüdisch bewohnten Krakauer Stadtteils Kazimierz, ganz in der Nähe der ehrwürdigen Remu-Synagoge mit dem gro-

ßen Friedhof dahinter, wurde das so ganz anders lebende Ehepaar gerne besucht. Leon und Fanni Rosenberg, selbst immer sehr zurückhaltend im liberal-jüdischen Stil gekleidet, schauten nicht auf die äußere Erscheinung ihrer Gäste und werteten auch nicht Amt und Würde einer Person, die ihre Wohnung aufsuchte. Jedermann war ihnen herzlich willkommen. Auf der anderen Seite beachteten sie aber sehr wohl die jüdischen Verhaltensregeln, die ihren orthodoxen Gästen wichtig waren und die sie immer noch beherrschten, weil sie sie selbst in ihren Elternhäusern und Heimatgemeinden einmal gründlich gelernt hatten. Für sie als nunmehr messianische Juden oder auch Judenchristen waren viele dieser Äußerlichkeiten auf dem Hintergrund gesetzlicher Vorschriften und der bisher gelebten Buchstabentreue zwar noch wichtig, aber sie hatten ihre allein wegweisende wesentliche Bedeutung verloren. Dennoch ließen sie Helene gewähren in den Verhaltensweisen, die sie als junge jüdische Frau für notwendig erachtete, vor allem was die Zubereitung koscherer Speisen betraf und die Einhaltung der Sabbatregeln.

Dies alles zu erleben, versetzte Helene in immer neues Staunen. Schwester und Schwager lebten von etwas, was sie, Helene, nie zuvor an Menschen gesehen hatte und was ihr völlig fremd war – sie aber doch mächtig anzog. So etwas wie ein „Zaubersatz“ erschien ihr Fannis Antwort auf ihre Frage nach dem, was das neue Leben von Schwester und Schwager jetzt ausmachte: „Wir leben die Liebe Christi, Helenchen, die Liebe des Messias. Wir leben die Aufforderung des Apostels Paulus in Kolosser 3,12-17. Möchtest du hören, was da steht?“

Für den Moment war Helene geneigt, mit einem Nein zu antworten. Sie war doch nicht hier, um sich neutestament-

liche Begründungen für christliches Leben anzuhören! Sie war doch hier, um ganz anderes in die Wege zu leiten. Dann siegte aber doch das Verlangen in ihr zu hören, was ihre Schwester seit Hamburg dazu antrieb, ein ganz anderes Leben zu leben als das, das sie früher in Oppeln schon gelernt hatte. Helene gab sich einen inneren Ruck und antwortete: „Bitte, sag es mir. Ich denke, du kennst die Worte auswendig.“

„Ja, ich kenne sie auswendig, Helenchen“, antwortete Fanni vorsichtig und zurückhaltend, um jeden Verdacht der Anmaßung zu vermeiden. „Wenn du sie gehört hast, magst du darüber nachdenken oder mich auch etwas fragen, wenn du möchtest. Also, in Kolosser 3 steht:

„So zieht nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und ertrage einer den andern und vergebt euch untereinander, wenn jemand Klage hat gegen den andern; wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr! Über alles aber zieht an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Christi, zu dem ihr auch berufen seid in einem Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar. Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: Lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen. Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater, durch ihn.“

Nachdem Fanni geendet hatte, stand dieser Text für einige Momente zwischen den beiden Frauen im Raum. Endlich sagte Helene: „Danke, Fanni, für deine Offenheit. Ich möchte jetzt in mein Zimmer gehen. Wir können ja später darüber reden.“

„Du magst dich melden, wenn du reden möchtest“, gab Fanni nur zurück und ließ ihr Schwesterchen mit ihren Fragen gehen. Was mochte sich in ihrem Kopf jetzt abspielen?

Es dauerte Wochen, bis Helene zaghaft begann, Fragen zu stellen, die etwas mit dem neuen Leben ihrer Angehörigen zu tun hatten. Bis dahin verlegte sich die Besucherin darauf, in den Gesprächen Widersprüche aufzuspüren, wenn es um das Verständnis von Thora und Talmud einerseits und andererseits um gelebten christlichen Glauben ging. Für Helene ein äußerst schwieriges Unterfangen. Sie konnte noch so genau hinhören und hinschauen, sie fand nichts, was widersprüchlich war zwischen Lehre und Leben ihrer Lieben. Für die junge Frau war das im Blick auf ihren Auftrag einfach schlimm.

Nachdem Helene Weinmann bereits ein paar Monate in Krakau verweilt hatte, bekam sie Post von ihrem Vater. Der drängte darauf, sie solle möglichst bald nach Hause kommen, aber bitte mit positiven Ergebnissen. Helene wollte aber noch nicht von der Weichsel an die Oder zurückkehren und reagierte zunächst nicht auf die Post. Sie hatte dafür ihre Gründe: Erstens gefiel es ihr in der angenehmen Atmosphäre der Rosenberg-Familie und in ihrer Stadt mit den viel bevölkerten Straßen und Plätzen und mit den zahlreichen herrlichen Prachtbauten sehr gut, und zweitens hatte sie den erteilten Auftrag bisher nicht ausgeführt. Ohne das gewünschte Ergebnis ihres Bemühens mochte sie ihren Eltern nicht unter die Augen treten, besonders ihrem Vater nicht.

Darum verlegte sie sich auf eine neue Strategie, die sie aus der Post ableitete, die nun öfter eintraf und ihre bal-

dige Heimkehr immer drängender anmahnte. Sie malte ihrer Schwester das wachsende Leid der Eltern, besonders der Mutter, so plastisch vor Augen, dass Fanni tatsächlich jedes Mal die Tränen über die Wangen liefen. Zu einem Ergebnis in Helenes Sinn führte diese Taktik allerdings nicht. Gegen ihr Argument des göttlichen Gebotes aus Exodus/2. Mose 20,12: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird“, setzte die Schwester die Worte Jesu in Matthäus 10,37-39: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“

Helene musste einsehen, dass ein Disput über diese beiden Aussagen nur den Frieden im Haus stören würde. Deshalb ließ sie die konträren Aussagen einfach stehen. Irgendwo in den Tiefen ihrer Seele hatte sich ohnehin schon die alles entscheidende Frage eingenistet, ob Fanni und Leon nicht tatsächlich das wahre Leben entdeckt hatten und lebten, weil Jesus, an den sie glaubten und dem sie dienten, wirklich der Messias war, von dem in den Verheißungen bei Mose und den Propheten die Rede war.

Nachdem sie in vielen Versammlungen im Haus, an denen sie zumeist nur „durch die Wand“ teilgenommen hatte, immer wieder Glaubenszeugnisse und fröhliche Lieder, Textlesungen und Auslegungen gehört hatte, begann sie endlich selbst, das Neue Testament zu lesen. Und sie las und las und las manchmal die ganze Nacht durch, sodass die kleine Eugenia im selben Zimmer es eines Nachts mit-

bekam und diese Besonderheit am nächsten Morgen ihrer Mutter unbedingt erzählen musste. Als dann am Abend die Familie zur Abendlesung zusammen war und zum Gebet auf die Knie ging, ging auch Helene – freilich mit ein wenig Nachhilfe der kleinen Eugenia – auf die Knie und faltete ihre Hände zum Gebet. Welch ein Fortschritt in der inneren Haltung der jungen Frau aus Oppeln!

Irgendwann war es dann so weit, dass Helene den Mut fand, unter Tränen ihre entscheidende Frage loszuwerden: „In unserer Religion gibt es viel eintöniges Singen, Lesen und Beten. Da gibt es viel Zeremonie und Fasten. Aber es gibt keine befriedigende Antwort auf die Fragen zur Rettung und Erlösung der Seele. Bitte, Fanni und Leon, gebt mir eine Antwort, die ich glauben kann und die mich freimacht von meiner inneren Not, frei für ein Leben, wie ihr es führt und wie viele eurer Freunde es führen.“